

D E N T E U F E L I M L E I B

Roman von Raymond Radiguet

3. Fortsetzung

Autorisierte Übertragung von Hans Jacob

Sie schüttelte den Kopf: „Bevor du kamst, war ich glücklich. Ich glaubte meinen Verlobten zu lieben. Ich verzieh ihm, daß er mich nicht recht verstand. Du hast mir gezeigt, daß ich ihn nicht liebte. Meine Pflicht ist nicht so, wie du sie dir vorstellst. Sie besteht darin, meinen Mann nicht zu belügen und dich nicht zu belügen. Geh fort und halt' mich nicht für böseartig. Du wirst mich bald vergessen haben. Aber ich will nicht das Unglück deines Lebens sein. Ich weine, weil ich zu alt für dich bin!“

Dieses Liebeswort war von kindischer Erhabenheit. Und wie stark auch die Erschütterungen sein mögen, die ich in der Folge verspüren werde, niemals wieder wird die herrliche Rührung möglich sein, die ich empfand, als ich ein neunzehnjähriges Mädchen weinen sah, weil sie zu alt sei.

Die Süße des ersten Kusses hatte mich enttäuscht wie eine Frucht, von der man zum ersten Male kostet. Nicht in der Neuheit, in der Gewohnheit finden wir die größte Lust. Einige Minuten später war ich nicht nur an Marthas Mund gewöhnt, sondern ich konnte ihn schon nicht mehr entbehren. Und da wollte sie mich seiner für immer berauben!

An diesem Abend brachte mich Martha bis nach Hause. Um mich ihr näher zu fühlen, schmiegte ich mich unter ihren Umhang und faßte sie um die Hüften. Sie sprach nicht mehr davon, daß wir uns nicht wiedersehen sollten; sie war im Gegenteil traurig bei dem Gedanken, daß wir uns in einigen Augenblicken trennen würden. Ich mußte ihr tausend Torheiten schwören.

Vor dem Hause meiner Eltern wollte ich Martha nicht allein umkehren lassen, und ich begleitete sie wieder nach Hause. Zweifellos hätten diese Kindereien niemals ein Ende gefunden, denn nun wollte mich Martha abermals begleiten. Ich nahm unter der Bedingung an, daß wir uns in der Mitte des Weges trennten.

Ich kam eine halbe Stunde zum Essen zu spät. Zum ersten Male. Ich schob die Verspätung auf den Zug. Mein Vater tat, als glaube er die Ausrede.

Nichts mehr lastete auf mir. Auf der Straße ging ich ebenso leicht wie in meinen Träumen.

Bisher hatte ich alles, was ich als Kind begehrt hatte, begraben müssen. Außerdem verdarb Dankbarkeit die geschenkten Spielsachen. Welchen Glanz hätte für ein Kind ein Spielzeug, das sich von selbst schenkt! Ich war trunken vor Leidenschaft. Martha gehörte mir: nicht ich, sie hatte es gesagt. Ich konnte ihr Antlitz berühren, ihre Augen küssen, ihre Arme, sie ankleiden und sie zerstören, wie es mir beliebte. In meinem Delirium biß ich sie, wo die Haut unbedeckt war, damit ihre Mutter den Verdacht bekäme, Martha hätte einen Liebhaber. Am liebsten hätte ich meine Initialien eingepägt. Meine Jungenwildheit fand den Sinn der Tätowierungen wieder. Martha sagte: „Ja, beiß mich, kennzeichne mich, alle Welt soll es wissen.“

Ich hätte ihre Brüste küssen mögen. Ich wagte nicht, sie darum zu bitten, in der Meinung, sie würde sie mir selbst darbieten wie ihre Lippen. Nach einigen Tagen war der Besitz ihrer Lippen zur Gewohnheit geworden, und ich begehrte ein anderes Entzücken.

Wir lasen zusammen beim Schimmer des Feuers. Häufig verbrannte sie Briefe, die ihr ihr Mann täglich aus dem Felde sandte. Aus ihrer Unruhe konnte man schließen, daß Marthas Briefe immer weniger zärtlich und immer seltener wurden. Ich sah diese Briefe nicht ohne Unbehagen in Flammen aufgehen. Eine Sekunde lang vergrößerten sie das Feuer, und alles in allem hatte ich Angst, heller zu sehen.

Martha, die mich jetzt häufig fragte, ob es wahr sei, daß ich sie von unserer ersten Begegnung an geliebt hätte, warf mir vor, ihr das nicht vor ihrer Verheiratung gesagt